

(Nachdruck verboten.)

21]

## Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke

Von Robert Schweichel.

(Schluß.)

Leute, welche am frühen Morgen des Weges gekommen waren, hatten Marie unweit der Stadt, von einem Gesträuch bei den Kleibern festgehalten, in den wirbelnden Fluten des Bergstroms auf- und niedertauchen sehen. Sie hatten die Leiche nach Altenbach geschafft.

Gottlieb hörte diesen Bericht, ohne zu hören. Er saß auf dem Rande der Pritsche und blickte unverwandt und selber blaß wie die Leichen auf Marie und das Kind. Von Zeit zu Zeit berührte er mit seiner Hand die Mariens, ihre eisige Stirn, das Haupt seines Kindes. Das einzige Wort, welches dann und wann aus seinem Munde kam, war: „tot!“

Inzwischen hatte man Anzeige auf dem Amte gemacht und Herr Mahhofer stellte sich mit dem Stadtphysikus ein.

Als Gottlieb des Amtsrichters ansichtig wurde, schnellte er empor. Sein Antlitz wurde noch bleicher, aus seinen Augen aber flammte ein wildes Feuer und er ballte die Fäuste. Er war im Begriff, auf den Amtsrichter einzudringen; doch die Anwesenden hielten ihn gewaltjam zurück.

„Gut, gut!“ feuchte er, von dem vergeblichen Versuche abstehend, sich frei zu machen, „ich tu' ihm nichts! Es ist ja das Gesetz, das sie ins Wasser gejagt hat!“

Er schlug ein wildhöhnliches Gelächter auf.

Mahhofer tat, als bemerkte er Mehrlings Benehmen nicht. Seine ganze Aufmerksamkeit schien der ärztlichen Untersuchung der Leichen zugewendet. Seine Mienen waren geschäftsmäßig kalt, sein Herz war bewegt. Er hatte ja Marie gekannt, seit sie nach ihrer Einsegnung in den blauen Engel in den Dienst getreten war. Seit er erfahren, daß Marie wieder ihre frühere Stellung eingenommen, war er aus Schonung für sie aus dem blauen Engel fortgeblieben. Er wollte die Zeit ihre vernarbende Tätigkeit ungestört vollziehen lassen.

„Denn was verschmerzte nicht der Mensch!  
Vom Höchsten

Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen.  
Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden.“

Hier war aber der Schmerz gewaltiger gewesen, als die Zeit. Diese Tragik erschütterte den Amtsrichter.

Der Ausspruch des Arztes bezeichnete jede Hilfe als zu spät. Nach seiner Angabe mußte Marie und das Kind schon über zehn Stunden tot sein.

Er gab sein Urteil mit gedämpfter Stimme ab. Gottlieb hörte es, obgleich er den Amtsrichter nicht aus den Augen ließ, und zitternd sank er auf den Rand der Pritsche. Große Tränen rollten über seine abgemagerten Wangen.

Der Amtsrichter näherte sich ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte bewegt:

„Gott tröste Sie, Mehrling! Es ist ein schwerer Verlust, der Sie trifft.“

Mehrling zuckte; aber er sah nicht auf. Seine Bekannten wollten ihn von der Leiche entfernen, ihn mit sich nehmen. Er weigerte sich, ihnen zu folgen.

„Nein,“ murmelte er, „sie ist ja tot; jetzt kann sie schon bei mir bleiben. Wir haben noch viel miteinander zu reden.“

Man ließ ihn gewähren und er saß zusammengebeugt neben der Toten, ihre Hand in der seinigen, bis man den Notsarg brachte. Mitleidige Nachbarinnen kamen mit demselben und auf ihre Bitte entfernte sich Gottlieb auf einige Zeit. Er ging ohne Hut zum Tore hinaus nach der Stelle, wo man Marie gefunden hatte. Dort stand er und starrte ins Wasser. Endlich murmelte er: „Sie hätt'z mir doch sagen können, dann wär's jetzt mitsammen vorbei.“

Indessen hatten die mitleidigen Weiber Marie und das Kleine in weißes Leinen gehüllt und in den Sarg gebettet.

Als Gottlieb zurückkam, dröhnten die letzten Hammerschläge, welche den Deckel des Sarges befestigten. Aufschreckend warf sich Gottlieb über den Schrein, der all seine Liebe barg.

Die ganze Nacht brachte er neben dem Sarge zu. Wer mag sagen, was in dieser Nacht in seiner Seele vorging? Als am frühen Morgen die Stadtknechte kamen, um den Sarg auf den Kirchhof zu schaffen, folgte er dem Karren durch die noch völlig menschenöden Gassen mit festem Schritt, den Hut tief in die Stirn gedrückt. Ein ungewöhnlicher Glanz lag in seinen Augen.

Mariens Grab war abgefondert von den anderen Toten dicht an der Kirchhofsmauer. Kein Geistlicher war zugegen. Als der Sarg in die Tiefe hinabgelassen war, wollte der Totengräber sofort die Erde darauf schaufeln. Gottlieb fiel ihm aber mit aufloderndem Grimm in den Arm und rief: „Kannst Du nicht erst die Müß' abziehen und ein Vater-unser beten?“

Der Totengräber hielt es für das beste, zu gehorchen und die Stadtknechte folgten seinem Beispiel.

Es war ein sehr kurzes Vaterunser, welches sie beteten, und die Schollen polkerten auf den Sarg.

Bei diesem dumpfen unheimlichen Ton, der ihn für ewig von dem schied, was er so heiß geliebt hatte, übermannte es Gottlieb noch einmal. Er ächzte tief auf wie ein zum Tode Verwundeter. Er blieb zugegen, bis die Grube gefüllt war, über der sich kein Hügel wölken sollte.

In der Nacht kam er wieder. Da er die Pforte des Kirchhofes verschlossen fand, kletterte er über die niedrige Mauer. Es war Mondschein und die Kreuze und Steine, die entlaubten Trauerweiden, die Fliedersträucher, die Cypressen, die Hügel standen in graufiger Stille und Klarheit. Ohne Schaudern schritt Gottlieb durch das Labyrinth der Gräber nach Mariens letzter Ruhestätte.

„Sie haben Euch eingescharrt wie einen Hund,“ murmelte er zwischen den Bahnen. „Aber Ihr sollt Euer Kreuz doch haben.“

Er zog Meißel und Schlägel aus der Tasche und begann in die Quadern der Kirchhofsmauer neben Mariens Grab ein großes Kreuz einzuhauen.

„Sie haben Dich auch gemartert und ans Kreuz geschlagen,“ sprach er zu sich selbst bei der Arbeit, zu der ihm der Mond sein geistliches Licht lieh.

Als er sein Werk vollendet hatte, sagte er: „Nun ist's gut! — Es soll noch alles gut werden, Marie! Auge um Auge, Zahn um Zahn. Das ist auch ein Gesetz. Gesetz gegen Gesetz.“

Er schaute finster auf die frisch umgewühlte Erde, unter der Marie mit dem Kinde ruhte.

„Gesetz gegen Gesetz,“ murmelte er, nahm den Hut ab und hob die Rechte mit ausgestreckten Schwurfgingern gegen den Mond empor. So stand er einen Augenblick hoch aufgerichtet da, Schmerz und Trost in dem geisterbleichen Gesicht.

Dann nahm er den Weg zurück, den er gekommen war. Die nächsten Tage ging er wie gewöhnlich zur Arbeit. Seine Kameraden, die ihm ein Wort des Trostes sagen wollten, wies er raub zurück.

„Könnt Ihr die Toten wieder lebendig machen?“ grollte er.

Er redete nicht mehr, als er durchaus mußte. Seine Seele brütete über verzweiflten Entschlüssen.

Als er eines Tages von seiner Arbeit zurücktrat, um sie zu prüfen, verlor er das Gleichgewicht und stürzte von dem hohen Gerüst herab. Seine Kameraden schrien erschreckt auf; allein zu ihrem Staunen erhob er sich gleich darauf unverletzt vom Boden. Er war in weichen Lehm gefallen.

„Da mögt Ihr Gott für danken,“ sagte der Altgeselle, der mit den anderen herzugereilt war. „Es ist ein reines Wunder, was er an Euch getan hat.“

Gottlieb sah ihn mit einem finsternen Blick durchdringend an und sagte hohnlachend: „Gott? ja, kümmert der sich wohl um das, was mit uns Menschen geschieht?“

Er säuberte sich und kehrte an die Arbeit zurück. Aber bald darauf warf er sein Handwerkszeug hin und verließ den Bau, ohne jemand ein Wort zu sagen. Zu Hause, wohin er ging, duldete es ihn nicht lange. Seine ganze Natur war in Aufruhr. Alles, was er erduldet und darüber gebrütet und gedacht hatte, gärte chaotisch in ihm, aufgestört durch den Fall, den er getan hatte. Seine glückliche Bewahrung vor Schaden erschien ihm als eine Mahnung an den Schwur, den

er der Toten geleistet hatte, gab seinen Gedanken der Rache gleichsam die Weihe und drängte ihn zur Tat. Er sagte sich und befestigte sich darin, daß er der Gefahr nicht glücklich entgangen wäre, wenn er seinen Schwur nicht erfüllen sollte. Der Glaube an die Gerechtigkeit Gottes war dahin; an seine Stelle trat der Aberglaube. Helleren Geistern wie ihm ist es im Unglück nicht anders ergangen.

Nehring hatte in seinen wühlenden Gedanken die Stadt verlassen, ohne des Weges zu achten, den seine Füße verfolgten. Er fand sich an dem Meilenstein wieder, an dem er einst von seinem Leidensgefährten Abel Abschied genommen hatte. Er dachte einen Augenblick an diesen, er dachte, wie sein Leben eine ganz andere Wendung genommen haben würde, wenn er damals Abels Rat gefolgt wäre und Altenbach verlassen hätte! Der Meilenstein war zum Markstein seines Geschickes geworden. Er legte die Hand auf den Stein und wie er die Kälte desselben fühlte, ging ein Schauer durch seinen ganzen Körper. Dann ward der Aufruhr in ihm plötzlich still und aus den düsteren Plänen und Entwürfen, die seit Mariens Tode seinen Kopf durchkreuzt hatten, trat einer klar hervor. Sein Entschluß war gefaßt. Ein unheimliches Lächeln umspielte eine Sekunde lang seinen Mund und seine Augen leuchteten von einem schrecklichen Glanze. Es war Abend als er wieder die Stadt erreichte. In einem Laden kaufte er einen Revolver und Patronen.

Die Ruhe, die ihm bei dem Meilenstein überkommen war, verließ ihn nicht einen Augenblick. Sobald er zu Hause die Waffe geladen, legte er sich zu Bette und ein langer, tiefer, traumloser Schlaf umfing den Erschöpften.

Folgenden Tages sah man ihn etwa um ein Viertel auf zehn Uhr langsam aufrechten Ganges über den Markt nach dem Amte schreiten.

Den Hut in der Hand, die Rechte auf dem Rücken in der Rocktasche, trat er in die Amtsstube, wo Fried und Regine wegen ihres Scheidungsprozesses eben vor den Schranken standen. Gottlieb stellte sich neben Regine, welche zur Rechten ihres Mannes stand. Mit dem Rücken gegen ihn saß der Amtschreiber.

„Was wollen Sie, Nehring?“ fragte Herr Mayhofer. „Hat Ihnen der Bote nicht gesagt, daß ich beschäftigt sei?“

„Ja doch,“ versetzte Nehring.

„Weshalb kommen Sie also?“

„Es ist nur wegen der Rechnung, Herr Amtsrichter,“ sagte Nehring.

„Welcher Rechnung?“ fragte Herr Mayhofer verwundert.

„Ich weiß von keiner.“

„Doch, doch, Herr Amtsrichter!“ entgegnete Gottlieb mit einem eigentümlichen Nachdruck. „Es ist wegen der Marie.“

Der Amtsrichter blickte ihn scharf an und seine außerordentliche Blässe, sein unheimliches Auge bemerkend, überkam ihn der Gedanke, daß das Unglück, vielleicht der Sturz, von dem er bereits gestern gehört, Gottliebs Verstand verwirrt hätte. Er sagte deshalb mit dem Tone der Beschwichtigung: „Ach, wegen der Marie! Aber Sie sehen, Nehring, daß ich jetzt keine Zeit habe. Kommen Sie in einer Stunde wieder.“

Gottlieb schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht wiederkommen,“ sagte er mit einem seltsamen Lächeln. „Wohin ich von hier gehe, von da kommt keiner wieder, Herr Amtsrichter. Und also, Herr Amtsrichter,“ fuhr er fort, „die Marie ist tot, das Kind ist tot und ich bin ein ruiniertes Mensch. Und es steht geschrieben: „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ Das ist die Rechnung!“

„Nehring!“ rief der Amtsrichter, indem er von seinem Sitze aufsprang und die Hand nach der Klingelschnur über seinem Tische ausstreckte. Jedoch bevor er diese erfassen konnte, erfolgte ein Blich, ein Knall, und blutend, zum Tode getroffen, stürzte er vornüber auf den Tisch. Regine fuhr mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Fried, der den Revolver hatte blinken sehen, aber das Abfeuern desselben wegen seiner Frau nicht hatte verhindern können, warf sich auf Gottlieb. Dieser aber schlug ihm mit dem Gewehr, das er noch in der Hand hielt, in das Gesicht, daß er blutend zurücktaumelte. Dem Schreiber, der Fried zu Hilfe eilte, erging es nicht besser. Auch den Amtsboten, der schnell hereinstürzte, von anderen Leuten gefolgt, die den Knall gehört hatten, stieß er mit riesiger Kraft zurück. Dann warf er die Waffe fort und rief:

„Marren, die Ihr seid! Denkt Ihr, ich werd' fortlaufen? Kauft den Schließer, sag' ich; aber binden laß ich mich nicht. Ich bin fertig. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Er hat es erwollt.“

Unbekümmert um die anderen wandte er sich seinem Opfer zu, das er mit übereinander geschlagenen Armen betrachtete, bis man ihn fortriß. Ruhig folgte er in das Gefängnis, ruhig erwartete er sein unvermeidliches Loos und ruhig bestieg er das Blutgerüst. Dem Geistlichen, den man ihm schickte, gab er kein Gehör.

(Nachdruck verboten.)

## Leichtes Volk.

Von Paul Kirchhoff.

Die Lindenbäume rauschen draußen vorm Tor. Ihrer Blüten schwülßiges Dufte quillt in den Balsam des letzten späten Flieders und schwillt und weht durch die sonnendurchtränkte Luft. Und in all dem gleißenden, goldenen Glanz ist ein leises, verlorenes Klingeln, ist ein Klustern und Flehen und Berben, als sängen ferne Nachtigallen der jungen, brünstigen Erde ihr Brautlied.

„Du,“ sagt der lange Ebi und hebt den Kopf vom Rissen, um durchs Fenster ins goldene Blau zu sehen, „Du, ich glaub', draußen is Sommer!“

„Weiste weiter nischt?“ knurrt der säbelbeinige Seff vom Sofa her und qualmt eine dickgraue Rauchschwade in die Luft.

Schweigen. Der Lange hat den Kopf wieder sinken lassen und räfelt sich auf dem Bett und paßt auch.

„Ich denk', Deine Strümpfe waren 'mal weiß!“ fängt jetzt der Seff an und betrachtet prüfend die löcherigen Schuhsohlen des anderen.

„Ich kann mich nicht mehr erinnern!“ qualmt der mit phlegmatischem Gleichmut.

Wieder Schweigen. Vom Bett und vom Sofa her ziehen in häufiger Folge graublau Rauchwolken zur Zimmerdecke. Auf halbem Wege aber teilen sie sich in schwirrende, schwankende Ringe . . . in zitternde Florkringel daum . . . und vertreiben.

Vor'm Fenster singen die Amseln.

„Einen Wunsch hät' ich!“ redet der Lange in die Stille. „Auf Sommers Flügel zum Tode weh'n, — gelt, armseliges Dichtervrad?“

„Ree, daß meine letzte Habe, meine Zigarre, dieselbe Eigenschaft besäße, wie der Witwe Dellfrüglein.“

„Verückt und doch vernünftig!“ Der Seff springt auf seine Säbelbeine, daß das alte wurmstichige Sofa ächzt und knarrt.

„Du,“ sagt er, und sein schmirrbartiges Knochengesicht guckt nach dem phlegmatisch Liegenden hinüber, „wenn Dein Geist Deiner Körperlänge entspräche, könntest Du mir jetzt fünfzig Pfennige pumpen.“

„Wenn ich die Hälfte besäße, würd' ich Dir einen indischen Bauchtanz gratis vorführen und Dir obendrein 'nen Doppellümmel kredenzen!“

Seff zieht die breite Höderstirn in nachdenkliche Falten und saugt und lutscht an seinem Stummel, der mit beängstigender Schnelle kürzer wird.

Dann beginnt er zu deklamieren: „Auch in der tiefsten Not hält sich das Menschenherz an schwachen Trost! Wieviel Erbanten haste, Ebi?“

„Ich hab' Dir's zwar schon dreimal gesagt. Zuviel is gegen die Abmachung,“ redet der Lange faul vom Bett her, „aber wenn's Dir den Datterich vorübergehend aus den Knien nimmt, dann war's Reden nicht überflüssig. Laus' mit Andacht, Proletarier: Ich besitze vier effektive Erbanten, alle vier die sechzig . . . dreie ledig . . .“

Kopfnudend fährt Seff mit ernster Miene fort: „Eine ist kinderlos verheiratet; ihr Mann ist ein hoher Siebziger und leidet seit Jahren an Asthma!“

„Wahr gesprochen!“ schließt Ebi die Rede würdig ab.

Simrendes Schweigen. Dann zwei . . . drei Schritte vor der Tür: es klopf.

Mit den beiden langen Schenkelbeinen zugleich springt der Ebi vom Bett. In seinen braunen Jüngenaugen ist das Erlaunen aufgejudt, und das magere, barlose Gesicht mit der stets tagfrohen Farbe legt sich in harrende Falten.

„Dat's geklopft?“ fragt er, als sei ein Wunder geschehen.

„Herein!“ sagt der Seff gleichmütig.

Die Tür geht, und die magere, schmale Gestalt eines kleinen Mannes schiebt sich herein: Der Hausherr und Wirt „Zum zahmen Ziegenbock“ nimmt zuerst gewohnheitsmäßig die buntgestickte Haussappe von der Blase. Sofort aber bejimmt er sich, daß — wenn irgendwo, so hier — die Ehrerbietung nicht am Plage ist. Er stülpt das Köppchen wieder auf. Sein pfiffgelbes Gesicht besieht sich die beiden, und diese befehen ihn.

„Noch keine Arbeit nich?“ fragt er dann.

„Ree!“ kopfschüttelt der lange Ebi, „auf'm Arbeitsamt haben sie uns abgewiesen. Verliebte Studenten seien zu nig zu gebrauchen, nich mal als Straßenschreier. Ueberhaupt gäh's zu viel arbeitslose Familienväter. Die Ledigen könnten besser hungern, die hätten noch junge Wagen und tröstende Illusionen.“

Der kleine Hauswirt guckt mit seinen listigen Augelnchen von der Seite.

„Wenn Se aber mal,“ sagt er dann, „und se brauchen 'n Präsident von'n Lügenverein, da melden Sie sich bloß, da kriegen Se die Stelle!“

„Biffpaff!“ lacht der Seff, „da haste Dein Fett. Recht haben Sie, verehrter Herr Gratislosgeber . . . das Laster muß man strafen!“

„Mit'n „gratis“ muß dat nu doch bald uffhören, niz für ungut!“ sagt der Kleine mahnend, und sein Blick ist triumphierend wegen seines anerkannt guten Wizes.

„Niz für ungut!“ Er geht wieder zur Tür. Im Rahmen aber wendet er sich noch einmal.

„Und wat ich noch sagen wollte —“ erinnert er sich, „unten sitzt der Briefbote mit'n eingeschriebenen Brief für'n Herrn Eduard Gastelmeier!“

„Hä?“ schreit der Ebi und stürzt wie aufgepeitscht nach der Tür.

„Ba—as?“ schreit auch der Seff und verliert einen Teil seiner Selbstbeherrschung.

„n eingeschriebener Brief für'n Herrn Eduard Gastelmeier!“ wiederholt der Kleine gleichmütig, schon auf der Treppe.

„Warum haben Se das nich gleich gesagt — Sie Nitroß, mit Verlaub zu sagen!“ brüllt der Lange die Stiege hinunter.

Der Hauswirt bleibt noch einmal stehen. Er fühlt sich doppelt beleidigt: erstens durch das Wort überhaupt und zweitens, weil es doch durchaus nicht auf ihn paßt.

„Ich lasse meinen Kästen ruhig ihr Bier verkonsumieren,“ ruft er mit Würde hinauf. „Aber von Leute, die keenen Feinnich Geld nich haben, laß ich mir prinzipiell nich beleidigen!“

Oben aber suchtelt der Lange wie ein Irrenjünger mit den Armen durch die Luft:

„Wenn das nich eine von den Tanten is, laß ich mich hängen!“

Der Seff hat sich schon wieder beruhigt.

„Ich hab' 'ne Vision!“ sagt er und versucht, seine Inöcherne Stirn in sinnende Falten zu legen, „eine Deiner Tanten seh' ich in der Heerschar der Seligen — und Dich, Glücklicher der Sterblichen, im Besitz rollenden, klingenden Mammons. — Aber so hol doch den Schreiberbrief!“

Der Lange starrt den Sprecher einen Augenblick wie verloren an — dann poltert er hinab.

Und poltert nach einem Weilschen wieder hinauf. Und in höchster Freude fustelt sein Jubelruf:

„Deine Vision, Seff, Deine Vision!“ — — —

Die Durchschnittsmenschen haben ihr Tagewort längst begonnen. In den Werkstätten fallen die Hämmer und knirschen die Feilen. In den Schreibstuben krigeln die Federn und schnattern halblaut ruhlose Lippen. Untern lichtblauen Himmel aber, durch die lachende Frühstagsonne, rollen Wagen, knallen Peitschen und hujcht hie und da ein freies Lachen.

„Aäääh —.“ Der Seff reckt seine Säbelbeine auf dem Sofa und hebt langsam die schweren Lider. Er läßt seine Zunge im Mund herum und über die Rippen wandern: überall bitter — wermutbitter. Er macht die Augen wieder zu und öffnet sie wieder:

„Ebi!“

„Mumm!“ — — Der Lange liegt schwer und tief im Bett und regt sich nicht.

„Na, peim' weiter!“ beginnt der andere zu philosophieren. „Aber wo sind nur die Grete und die dide Steffi geblieben?“

Er sinnt und sucht. Doch in trübträgem Fluß ziehen die Gedanken durcheinander: sie kreuzen sich, überholen einander — wie im Nebel — verschlingen sich, verwachen . . .

Da — eine greifbare Erinnerung: 50 Mark hat ihm der Ebi gegeben. Also!

Er wälzt sich herum und sucht seine Hose. Da liegen nur Rod und Weste! Aha, er hat sie noch an. Da — 10 Pf. — 30 Pf. — 80 — 82! Nichts mehr!

Der Seff wird unruhig:

„Du, Ebi — Ebi!“

Aufgeschreckt fährt der Lange in die Höhe. Wrrrr! — Seine Hände fahren ins Haar, daß ihm laterstarr in den Kopf sticht:

„Du, das Leben is bitter!“

„Haste noch Moos?“ fragt's erwartungsvoll vom Sofa her.

„Wart' mal — — 'ne Marl — 20 — 40 — 5 — 2; ja, ich hab' noch eine Marl 47.“

Schweigen. Dann fragt's wieder nach einer Weile:

„Wieviel war's denn eigentlich im ganzen?“

„'s war die Geringste,“ sagt der Lange wie entschuldigend.

„Und ich hab' mit 'n paar Beitem und Wasen teilen müssen: 323 Marl im ganzen. 65 hab' ich dem zahmen Ziegenbock gegeben.“

Seff pfeift durch die Zähne: „323! Haste moralischen?“

„Unstim!“ knurrt der andere kurz.

„Im „Tiefen Keller“ haste vergessen, den Champagner zu bezahlen; da haben sie Dir 50 Marl abgeknöpft.“

„Du hast der dicken Steffi 'n Zwanzigmarkstück gegeben. Wenn sie's biegen könnt', dürft' sie's behalten. Gebogen hat sie's nich — glaub' ich — aber behalten.“

„Im „Kindl“ hab' ich 'ner Kellnerin 3 Marl für'n Kuß gegeben“, sinnt der Seff weiter, „Dir gab sie nachher 'n Duzend gratis.“

„Mit der kleinen Belschen im „Kaiser-Café“ hab' ich 'ne halbe Stunde lang „Kopf oder Krone“ mit Zweimarstückchen gespielt“, erinnert sich der Ebi, „sie hat natürlich immer richtig geraten.“

„Summa summarum: futsch!“ resümiert Seff kategorisch.

„Futsch!“ Bestätigt der Lange phlegmatisch. Schweigen. Von draußen schießt die warme Sonne durchs Fenster und schmeichelt sich wohligh in die milden Glieder. Die Anseln singen.

„Auch in der tiefsten Not hält sich das Menschenherz an schwachen Trost!“ deklamiert der Seff plötzlich. „Wieviel Erbanten haste, Ebi?“

Der bricht in Lachen aus und hält sich lachend den brummenden Schädel.

„Unseren Lebensgefeitspruch müssen wir abändern,“ sagt er, „also: ich besitze nummehr noch drei effektive Erbanten; zwei sind ledig und über die sechzig . . .“

„Eine ist kinderlos verheiratet,“ fährt Seff kopfnickend mit Ernst und Würde fort, „ihr Mann ist ein hoher Siebziger und leidet seit Jahren an Asthma! — Hoffentlich haste von gestern noch irgendwo 'ne „Henry Clay“ für mich?“ — — —

## Kleines feuilleton.

Neue Jugendspiele. Während der Jubiläumsfeierlichkeiten der Stadt Mannheim fand auch ein Kinderpielfest ganz neuen Stils auf den städtischen Rennwiesen statt. Es handelte sich dabei um die Ausführung eines Gedankens des Stadtschulrats Dr. Sickingen, der nicht nur die Aufmerksamkeit aller sachmännischen Kreise, sondern vor allem auch das Interesse des großen Publikums aufs höchste erregt hat. Das Hauptinteresse galt den Massenpielen, wie sie bisher noch nirgends versucht worden sind. Nicht weniger als rund zehntausend Kinder der Volks- und Mittelschulen waren daran beteiligt. Der Spielplatz war der etwa quadratkilometergroße, grüne, von festlichen Fahnen überwachte Rasen der Mannheimer Rennwiesen. Mancher zerbrach sich den Kopf darüber, wie dieser Riesenspielplatz die Kinder so belebt werden könne, daß das Ganze nicht einem planlosen Durcheinander gleich. Des Rätsels Lösung erfolgte bald in ungeahnter Weise auf dem Wege der Anschauung.

Unter den Klängen und geführt von zwei Musikkapellen begann der Einmarsch des jungen Volkes durch zwei Eingänge rechts und links von den großen Zuschauertribünen. Rechts vom Zuschauer schritten stramm die Knaben in dunklen Kleidern, links warfen die Mädchen in weißen Röschchen die Weindchen, daß es eine Lust zu sehen war. In zwei ungeheuren Schlangelinien entwickelte sich nicht unähnlich dem Aufrollen eines Läufers der Aufmarsch in zwei großen Kreisen mit einem Durchmesser von vielleicht einhundertfünfzig Metern. Aber nur einen Augenblick standen die beiden Kreise auf dem grünen Rasen gezeichnet. Sie lösten sich in zwölf Rabien auf, die sich um die Musikkapelle als Mittelpunkt zu einem Riesenstern gruppierten. Einige tausend Kinder auf dem grünen Rasgrund als lebendiges Farbenmaterial benutzt, das ist nicht nur etwas ganz Neues, sondern auch überwältigend Schönes. Aber auf einmal kommt zunächst der Stern der Knaben in Bewegung, und zwar nach dem Takte der Musik. Ein Kommando! Eine gleichmäßig durch alle zwölf Strahlen zitternde Bewegung und die Figur, die sich bis jetzt nur dunkel vom grünen Rasen abgehoben, ist hell geworden. Die Knaben haben sich ihrer Mittel entledigt und stehen nun in Hemdsärmeln da. So absolut unauffällig ein solcher Vorgang bei einem oder einer kleinen Anzahl von Knaben ist, so gewaltig überraschend ist der Effekt, wenn es sich um fast dreitausend Knaben handelt. Das ist ein so plötzlicher, unerwarteter Farbenwechsel, daß die Zuschauer sich dem gewaltigen Eindruck dieses äußerst einfachen Tricks nicht entziehen konnten. Und nun entwickelte sich nach dem gleichen Prinzip rascher, einfacher Farbenveränderungen in den Linien dieser lebendigen Riesensterne ein Schauspiel, das jeden, der es zum erstenmal genießt, zu Ausrufen des Entzückens hinriß. Die Knaben nahmen mit einer raschen Bewegung auf dem Rasen neben ihnen liegende bunte Fähnchen auf, deren Farben mit feinem Geschmack ausgearbeitet waren. Die Strahlen der Sterne bestanden jeweils aus zwei Linien und die Fähnchen dieser zwei Linien waren in den Komplementärfarben grün und rot, orange und blau, weiß und violett gehalten. Mit einem Schlage war nun der Stern farbig. Aber die ganze Wirkung trat erst ein, als die Strahlen dieses Sterns nun in Bewegung gerieten, als die Fähnchen blitzschnell über den Köpfen geschwungen wurden, und schließlich die einzelnen Linien der Strahlen gegeneinander und auseinander rüdten, durch Schwingen der Fähnchen immer neue Farbeffekte zustande bringend. Es gibt nur einen Vergleich, um die Wirkung dieses Massenpiels anschaulich zu machen: den vom Kaleidostop. Wie dort die farbigen Gläser, immer wieder neue Figuren und Farbenzusammenstellungen bildend, zusammen und wieder auseinanderfallen, so hier die Linien der Knaben entweder mit gegentem oder gehobenen ruhig gehaltenen oder geschwungenen viel­farbigen Fähnchen.

War nun schon dieses Farbenspiel der Knaben ein hinreichender Anblick, so konnte das Entzücken der Zuschauer keine Grenzen mehr, als der weiße Stern der Mädchen lebendig wurde. War dort die straffe Naskheit der Bewegungen die Ursache des Effekts, so hier die graziose Leichtigkeit. Schon die hellen Kleider der Mädchen hoben sich viel zarter von dem grünen Grund ab. Aber auch das Farbenmaterial war duftiger. Die Kleinen in den Flügelkleidchen hatten je zwei Kränze in der Hand, und zwar im bergigmeinnichtblauer, Haischrosenroter und tulpengelber Farbe.

Die Farben waren in den Einzelstrahlen des Sterns nicht gemischt, was einen ruhigeren Effekt hervorbrachte. Mehr als bei den Knaben waren hier bei den mehr eigenartigen, hüpfenden Bewegungen die Einzelgruppen der Kinder sichtbar. Oft glückte der Stern der Mädchen dem Tanz einer Mariadenelschlar, bald einem im Winde zitternden riesigen Blumenbeet. Die Anmut der Gesamtheit wie der Einzelbewegungen war so groß, die Wirkung des Farbenspiels so berührend, daß man trotz der für die Kinder so günstigen Temperatur den Wunsch nicht unterdrücken konnte: jetzt nur noch ein wenig Sonne, nur ein Sonnenschauer über diese Pracht, und es müßte ganz unvergeßlich sein.

Wir glauben nicht, daß die Idee dieser Spiele irgendwo in Deutschland oder im Ausland ein ähnliches Schauspiel, das so viel Schönheit mit so viel Frische und Gesundheit verbindet, und den Allen das gleiche Entzücken gewährt wie den Jungen, in diesem großen Stil einmal gesehen wurde. Es gibt Leute, die fürchten, ein solches Reizenspiel im großen, das besonders auf seine äußerliche Wirkung berechnet sei, lenke die turnerische Betätigung von der gesundheitlich wertvollen Bahn des Schulturnens ab. Dafür besteht unseres Erachtens keine Gefahr. Denn ein tüchtiges Schulturnen ist geradezu eine unerläßliche Vorbedingung für die Massendisziplin, welche bei einem solchen Massenreigen notwendig ist.

Wir wagen die Behauptung, daß die vielen Tausende von Zuschauern von den Kinderpielen als bessere Menschen, als frühere Menschen nach Hause gelehrt sind. Nicht nur weil sie in vielen Fällen Vater und Mutter von Kleinen gewesen, die dort auch miltänzt und mitanzogen, sondern weil sie in nahe Berührung mit der Frische und Unschuld der Jugend gekommen waren, deren Hauch auf die älteren, schicksalgeprüften, beladenen und belasteten Menschen wirkt, wie die Wasser eines Gesundbrunnens. Es existiert in Rom das Grabdenkmal eines alten Römers, der ein Schulkonzeptschreiber war und — wie auf dem Grabstein berichtet wird — durch den ständigen Verkehr mit der unschuldigen Jugend die Frische seines Geistes und Körpers bis ins hohe Alter bewahrt habe. Laßt uns werden wie dieser alte römische Schulmeister! Laßt uns den Kindern mehr Freiheit und Frohsinn in frischer Luft unter dem weiten Himmel geben, und was wir ihnen geben, werden wir von ihnen zurückerhalten. Laßt uns aus unseren Kindern zuerst gesunde, und dann, wenn es absolut sein muß, gelehrte Menschen machen! —

A. F.

### Medizinisches.

Die Erfahrungen mit dem Serum gegen die Genickstarre, das eine Schöpfung der beiden deutschen Gelehrten Kolle und Wassermann ist, werden in Fachkreisen begreiflicherweise mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. Eigentliche Epidemien von Genickstarre bestehen zurzeit glücklicherweise in Mitteleuropa nicht, dagegen sind sie in recht ausgeprägter Form jenseits des Kanals aufgetreten, und zwar sowohl in Schottland wie in Irland. Namentlich in der großen irischen Hafenstadt Belfast haben die Ärzte alsbald die Gelegenheit benützt, eine Probe auf die Wirksamkeit des Serums zu machen. Jetzt veröffentlichten zwei Forscher am dortigen Pathologischen Laboratorium, Dr. Houston und Dr. Rankin, die bisherigen Ergebnisse im Lancet. Der wichtigste Teil der Veröffentlichung ist eine Liste von 63 Fällen, in denen das Serum zur Anwendung gekommen ist, mit möglichst genauen Angaben über die Wirkungen der Behandlung. Zunächst wird mit großer Bestimmtheit hervorgehoben, daß die Anwendung des Serums ein recht sicheres Mittel zur Feststellung einzelner Krankheitsfälle von Genickstarre gibt, was für die zeitige Verhütung einer weiteren epidemischen Ausbreitung schlechthin eine Vorbedingung ist. Es wird nur durch sie stets möglich sein, die durch den wahren Erreger der Genickstarre erzeugte Krankheit von anderen zu unterscheiden. Bezüglich des Heilwirkung des Serums scheint es vor allem darauf anzukommen, daß es frisch verwandt wird. Im Verlauf einer zweimonatlichen Arbeit scheinen sich übrigens die Erfahrungen der Ärzte wesentlich vervollkommen zu haben, weil in den letzten Wochen der Krankheitsbericht außerordentlich viel bessere Erfolge aufzuweisen hat als in der ersten Zeit. Unter den 60 Fällen waren 21, bei denen das Serum ohne Wirkung blieb; davon fielen aber nur 5 außerhalb der ersten Woche, alle übrigen also auf die erste Woche selbst. Die Kranken, bei denen das Serum gar keine Wirkung zeigte, starben sämtlich, von den übrigen nur 8. Eine vollständige Wiederherstellung erfolgte allerdings nur in 2 Fällen, wobei aber noch zu berücksichtigen ist, daß noch eine zu kurze Zeit seit der Behandlung verstrichen war, als der Bericht geschrieben wurde. Immerhin wird von 15 Kranken angegeben, daß sie sich bereits in der Besserung befunden haben. —

### Meteorologisches.

Das Ende des „Wetterschießens“. Von dem sogenannten Wetterschießen versprach man sich eine Zeilang recht viel als Abhilfe gegen Gewitter und Hagelschlag, ja, man rief sogar im Jahre 1902 eine internationale Expertenkonferenz für Wetterschießen in Graz zusammen. In der Folge wurden, wie wir im „Prometheus“ lesen, zwei offizielle Schießfelder gegründet, in der Steiermark, der eigentlichen Heimat des Wetterschießens, und in Italien. Der steiermärkische Gewitterforscher Prohaska als Vorsteher der zuerst genannten Station sagte in seinem Berichte über das Jahr 1904: Dieses hagelreiche Jahr hat

das Wetterschießen in unserem Lande auf eine harte Probe gestellt, aber man kann nicht sagen, daß sie zugunsten des Schießens ausgefallen ist. Das italienische Schießgebiet in Castelfranco ist aber insoweit noch maßgebender, da es um die Hälfte größer als das österreichische ist und die Wetterschießkanonen noch einmal so dicht aufgestellt waren als im Nachbarstaat. Von demselben Jahre mußte dessen Leiter Pochettino trotzdem melden: Am 23. Mai traf, trotz des regenmäßigen Schießens, der Hagel den südlichen Teil der Verteidigungszone, ein Nutzen des Schießens zeigte sich nicht. Dagegen freilich fiel am 12. Juli an der Grenze unserer Zone Hagel, während die geschützte Zone hagelfrei blieb, obwohl gerade an diesem Tage kein Schuß abgegeben war. Daraufhin hat die Regierung die weiteren Versuche mit Wetterschießkanonen eingestellt und nur noch einige Experimente mit Raketen und Bomben angeordnet. Alles, was die 1899 einsetzenden Versuche versprochen, hat sich also nicht erfüllt und Z. M. Perntner konnte seinen Artikel in der „Meteorol. Zeitschr.“ nur mit den Worten schließen: Das Ende des Wetterschießens ist besiegelt.

### Humoristisches.

#### — Luxemburg.

Der Herr Großherzog von Luxemburg,  
Der hat sechs Töchter und keinen Sohn.  
Nun sehtens durch alle Infanzen hinburch,  
Wer von Luxemburg erbt bald die Fürstenkron.

Graf von Merenberg ist wohl nahe daran,  
Doch scheint mir sein Ursprung recht morganatisch,  
Und es gibt zwischen Rehm\*) und Laband\*) alsdann  
Einen ausgewachsenen Erbfolgetratsch.

Gerad war Lippe vorbei und ist Braunschweig komplett,  
Nun fängt es in Luxemburg wieder an.  
Und auf allen Thronen war alles ganz nett  
Und propper, wie man sich's wünschen nur kann.

Indessen das hift nichts, und Ordnung muß sein:  
Nach den Regeln der Kunst besetzt den Thron  
Oder fügt euch auch in das Gegenteil drein  
Und begehbt die Stellen in Submission!

(Gottlieb im „Tag“.)

\*) Ein paar Staatsrechtslehrer.

### Bücher-Einlauf.

#### Romane, Romellen, Erzählungen.

- W. L. André: Ein Vergarbeiterschicksal. Gesammelte Briefe eines verunglückten Bergmanns. (F. Fontane u. Co., Berlin. 2 M., geb. 3 M.)
- Max Arendt-Denart: Aus der Tiefe menschlicher Herzen. Romellen. (F. Harnisch u. Co., Berlin. brosch. 1,50 M.)
- Ludwig Wendler: Moderne Slavinnen. Ein Theaterroman. (H. Witten, Dresden und Leipzig.)
- Mara von Verls: Die Sünderin, Roman aus der österreichischen Gesellschaft. (Karl Konegen, Wien. 2 M., geb. 2,50 M.)
- Edmund Graeser: Lotte Glimmer, humoristischer Roman aus dem Berliner Leben. (H. Seemann Nachf. 1 M.)
- Andreas Karlawikas: Griechische Volks-erzählungen, übersetzt von Dr. A. Dietrich. (Phil. Neclan, Leipzig. 20 Pf.)
- Hermann Kurz: Die Schartenmätler, Roman. (Wiegandt u. Grieben, Berlin. 3 M., geb. 4 M.)
- Paul Langenscheidt: Arme kleine Eva! Roman. (Dr. P. Langenscheidt, Berlin.)
- Paul Langenscheidt: Um nichts. Ein Duellroman. (Dr. P. Langenscheidt, Berlin. 3 M., geb. 4 M.)
- Heinrich Mann: Zwischen den Massen, Roman. (Albert Langen, München. 5 M., geb. 6,50 M.)
- A. Paul: Der unheimliche Apfelsirudel und andere Humoresken. (C. Konegen, Wien.)
- Kasimir Przerwa-Tetmajer, Die Revolution. (Aus Nord und Ost, Bd. II. C. Konegen, Wien. 1,50 M.)
- Fehr. v. Schlicht: Zu dumml! Militärhumoresken. (Albert Langen, München. 2 M., geb. 3 M.)
- Fehr. v. Schlicht: Leutnant der Reserve, ein Zeitroman. (Karl Reizner, Dresden. 4 M.)
- Richard Schmidt (Pastor): Dorffreuden. (J. Harrwig Nachf., Berlin. 3 M., geb. 4 M.)
- Maria Siegmund: Judith Simon, Roman (Carl Konegen, Wien.)
- Waclaw Sieroszewski: Dłsoni Kisam, Roman aus Korea. Aus Nord und Ost Band III. (Carl Konegen, Wien. 1,50 M., geb. 2 M.)
- Emile Zola: Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Volksausgabe in einem Bande. (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. 2 M., geb. 3 M.)